



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

## Westfälisches Dorfleben

**Buse, Johannes**

**Paderborn, 1926**

O salutaris hostia

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30935**

O salutaris hostia . . .



O salutatis hostis



---

1.

**F**ronleichnamtsfest! — Vom klarblauen Himmel strahlt die Sonne auf die grünende und blühende Erde. Und aus Büschen und Bäumen schmettert und singt und klingt die tausendstimmige Jubelweise der gefiederten Säger ein herrliches Laudate Dominum.

In feierlicher Stille liegt da ein Dörflein zwischen waldigen Bergen. Liegt da wie ein Friedenshort abgeschlossen von der lauten, geräuschvollen Welt. Mit Maien sind die Straßen bepflanzt, und bunte Fahnen wehen von den Giebeln der Häuser. Gedämpfter Gesang wird von der Frühlingsluft dahingetragen. Der kommt von dem altersgrauen Kirchlein, das auf einer kleinen Anhöhe inmitten des Dorfes liegt und vom Sonnenlichte verklärt wird. Und drinnen in dem Gotteshause ist's gar feierlich. In den prächtigsten Gewändern steht der weißhaarige Pfarrer am Altare, auf dem zwischen Blumen und Kerzen die goldene Monstranz thront mit dem wahren Leibe des Herrn. Weihrauchwolken durchziehen das Innere des Gotteshauses, das bis auf den letzten Platz gefüllt ist mit festlich gekleideten Dörflern. Und hoch oben auf der Orgelbühne stehen die Säger und Musikanten um ihren Dirigenten, den Lehrer.



Still ist's geworden, ganz still. Die Gefänge sind verstummt, Orgel und Instrumente schweigen. Ein Glöcklein erklingt. Da sinken die Leute in die Knie, beugen das Haupt in Demut und Ehrfurcht, während der Pfarrer emporhebt den wahren Leib, das wahre Blut des Herrn.

Auf der Orgelbühne treten zwei näher an die Brüstung heran: der Joseph Redinger und die Agnes Weri.

Der Dirigent gibt ein Zeichen, und nun beginnt des Josephs Geige zu singen in der feierlichen Stille. Erst leise hingehaucht wie ein süßes Engelsstimmchen, wird der Ton mit jedem Bogenstrich voller, kräftiger. War's erst wie ein demütiges, andächtiges Flehen, was aus den Sargen quoll, jetzt klingt's wie Freude und Jubel, wie Hosanna und Alleluja. Und nun fällt eine Stimme ein, so rein und klar wie Glockenklang, fällt ein und eint sich in voller, jubelnder Weise mit den Tonperlen der Geige:

„O salutaris hostia,  
qua coeli pandis ostium;  
bella premunt hostilia  
da robur, fer auxilium.  
Uni trinoque Domino  
sit sempiterna gloria  
qui vitam sine termino  
nobis donet in patria.“



Atemlos still ist's in der Kirche. Jeder lauscht der Weise, die da jubelt und jauchzt zum Preise des allerheiligsten Altarsakramentes und dahinzieht zum Throne der ewigen Liebe und sich wie eine blühende Rosengirlande um den Altar schlingt. Jeder lauscht. Am Altare steht der alte Pfarrer, die Augen auf die heilige Brotsgestalt gerichtet. „O salutaris hostia . . .“ In seiner Seele findet das Lied ein inniges Echo. Und unten unter dem Turm im Schatten eines Pfeilers steht der Wirt vom Hirschkrüge: Steffen Kolb. Auch er lauscht gleich den andern, und in seinem Gesichte leuchtet's ordentlich auf.

Das ist die Agnes Werl. Nur die hat solch eine Stimme, und mit dieser Stimme hat sie sich in das Herz seines Bubens gesungen. Die Agnes wär' schon ein Weib für seinen Sohn, den Peter. Ist zwar arm wie eine Kirchenmaus, aber die Stimme ist golden, und die mag ihr schon was einbringen. Und würd' sie des Peters Weib, könnt' sie des Abends oder des Sonntags singen im Hirschkrüge, frohe und jauchzende Lieder. Das würde die Gäste unterhalten und neue herbeiziehen, und dann gäb's guten Verdienst. . . .

Solche profane Gedanken sinnt und spinnt der Wirt, während über ihm die Jubelweise verrauscht und der Pfarrer das Pater noster beginnt.

Der Joseph Redinger und die Agnes Werl sind ergriffen in die Knie gesunken. In ihren Seelen verklingt und verweht der letzte Jubel ihres „O salutaris



hostia“. Ahnen sie, daß es ein Meisterwerk war, was sie dem göttlichen Heiland im frohen Gespiel und Gesange geboten? . . . Demütig sind ihre Hände zum Gebet gefalten, und ihre Augen ruhen auf dem Altare, auf der kleinen weißen Brotsgestalt. . . .

Das Hochamt ist beendet. Die Leute verlassen das Gotteshaus, um sich im Freien unter den Linden des Kirchplatzes aufzustellen zur Prozession, zum Triumphzuge des eucharistischen Heilandes. Da kommt ein Mesßdienerbub auf die Orgelbühne und tritt zu dem Joseph Redinger.

„Solltest nach der Prozession mal zum Pfarrer kommen.“

„Ist gut so. Ich komme.“

Der Joseph sinnt eine Weile. Was der Pfarrer nur will? Seine Augen begegnen denen der Agnes Beri. Die nickt ihm lächelnd einen stillen Gruß zu. Dann steigen sie mit den übrigen die Treppe hinab, um sich da draußen in die Prozession zu reihen. —

Es ist kurz vor Mittag, wie der Joseph bei dem Pfarrer eintritt. Der erhebt sich aus seinem Sessel und reicht dem jungen Manne die Hand.

„Schön hast heute morgen im Hochamt gespielt, und schön hat die Agnes Beri gesungen. Dafür sag' ich dir meinen Dank, und der liebe Herrgott, dem das Lied galt, wird dir schon besonders Dank sagen.“

„Herr Pfarrer, es freut mich, . . .“ stottert der Joseph verlegen.



„Ja, ja,“ nickt der Pfarrer, „war schön. Ein Lobgesang, ein Jubel, wie er im Himmel sein muß, wenn die Englein sich um Gottes Thron scharen und ihm ihre Huldigung darbringen. Wie ein Stück Himmelsklang und Himmelsfang. . . . Und selbst hast du das Lied komponiert, wie mir der Lehrer sagte?“

„Komponiert?“ lacht der Joseph beschämt. „Hab's nur so hingeschrieben, wie es in meiner Brust lebte.“

„Dann bist du ein Künstler, Joseph, ein echter Gotteskünstler. Müßtest eigentlich auf die Musikschule, damit du die Lehre vom Kontrapunkt kennen lernst; könntest was Tüchtiges und Großes werden, ein berühmter Komponist.“

„Herr Pfarrer, ich bin zufrieden mit meinem Lose und verlange nicht höher hinaus.“

„Schön das, Joseph, aber dir hat Gott ein Talent gegeben, und das darfst du doch nicht vergraben. — Wollen noch mal im Laufe der nächsten Zeit darüber sprechen.“ — — —

Während der Joseph Redinger im Pfarrhause ist, steigt der Steffen Kolb zu dem kleinen Häuschen hinauf, das etwas abseits vom Dorfe am Bergeshange liegt und der Witwe Weri und deren Tochter Agnes Wohnung und Obdach bietet.

In der Stube steht er den beiden Frauen gegenüber, die sich schier wundern über seinen Besuch.

„Daß ihr's nur wißt, weshalb ich gekommen bin,“ beginnt er, nachdem er sich behäbig auf einen Stuhl



gesetzt, „wegen der Agnes ist's. — Ja, Mädchen, herrlich hast du gesungen, und besser kann's keine rundum, das darfst schon glauben. Und dem Peter hast's ganz angetan mit deiner hellen, klaren Stimme, daß er nur dich zum Weibe will, nur dich, Agnes. Und deshalb bin ich gekommen und frag' dich nun: Willst du . . .?“

„Ich des Peters Frau?“

„Ihr scherzet wohl, Kolb?“ staunt auch die Mutter.

„Glaube ja, daß es Euch als Scherz vorkommt,“ antwortet der Wirt mit grinsendem Gesicht. „Aber Ernst ist's, voller, wahrer Ernst. — Der Peter will nun einmal; und er ist ja unser Einziger. Und weshalb soll ich ihm da den Willen nicht tun? — Ja, Agnes, kannst wohl lachen, solch eine Partie wird dir so leicht nicht wieder geboten. Glaub' nur, es würde gar manche gern Wirtin im Hirschkrüge, aber . . .“

„So mögen sie's in Gottes Namen werden, Kolb,“ unterbricht Agnes mit bleichem und ernstem Gesicht des Mannes Rede, von deren Aufdringlichkeit und Prahlerei sie sich abgestoßen fühlt.

„Ja, wie meinst du das?“

„Daß ich nicht Wirtin werden will im Hirschkrüge und nach Eurem Reichtum nicht verlange.“

„Wißt Ihr, Kolb,“ beginnt die Mutter, „die Agnes . . .“

Mit krebsrotem Gesicht erhebt sich der Wirt und poltert heraus: „Hab' ich recht gehört? Du willst nicht, Mädchen?“



„Hab's Euch doch schon gesagt, Kolb.“

„Dann ist's auch einerlei. Dann heirat' nur den Hungerleider, den Redinger. Kann vielleicht einmal mit der Geige von Haus zu Haus gehen und euch das Brot erbetteln. Der Peter wird schon eine andere finden, eine ganz andere. Das könnt ihr glauben.“

Mit festem Schritt und trozigem Gesicht wendet er sich der Türe zu. Es empört ihn im Innersten, daß er, der reiche Hirschkrugwirt, vor dem so mancher demütig sein Räppchen zieht, hier in der Hütte der Armut eine Abfuhr, eine Niederlage erleidet. Und es ist die zweite Abfuhr, die er sich aus dem Hüttchen holt. Die erste liegt freilich schon lange zurück. Das war damals, als er noch jung und die Margret ein blissauberes Mädchen war, wohl die schönste rundum. Da wollte er sie zur Frau, aber die Margret nahm den schwarzhaarigen Italiener, der auf dem Schlosse in Dienst gestanden und sich mit seiner Stimme und seiner Geige in ihr Herz geschlichen, daß sie ihm zum Traualtar folgte. Just wie deren Tochter Agnes, die ihre Stimme wohl von dem Vater geerbt und sich in das Herz seines Sohnes Peter gesungen hat. Und nun. . . . Das tritt alles wieder vor seine Seele.

„Bin nun einmal hier,“ wendet sich Kolb in der Türöffnung noch einmal um, „da kann's auch zu gleicher Zeit abgemacht werden: Das Kapital, das ihr mir noch schuldet, muß ich zu Michaeli wiederhaben.“



Und könnt ihr nicht zahlen, so ist euer Häuschen noch da. Nun wißt ihr Bescheid."

Dröhnend fliegt die Tür ins Schloß. Dann stelzt der Wirt dahin.

Eine Weile blicken sich die Frauen schweigend an. Keine von beiden ist fähig, ein Wort zu reden, so sehr hat der prozige Kolb ihr Seelenleben aus dem Gleichgewicht gebracht. Endlich ergreift die Agnes der Mutter Rechte. Mit feuchten Augen blickt sie auf.

"Mutter, du zürnst mir doch nicht?"

"Nein, Agnes. Recht ist's, wie du gesagt und getan hast. Und ein Unrecht wär's ja gegenüber dem Joseph gewesen, hättest du dem Kolb nachgegeben. — Aber die Sorge nun. Woher das Geld nehmen?"

"Wieviel ist's, Mutter?"

"Hundert Taler. — Und bekommt sie der Kolb nicht zu Michaeli, er verkauft uns mit kaltem Herzen das Dach über dem Kopfe. Hast ihn nun kennen gelernt."

"Wie kommt nur der Kolb zu der Hypothek?"

"Das ist von damals her, als der Vater das Häuschen kaufte. Er spielte ja oft im Hirschkrug mit der Geige. Da hat ihm der Kolb die fehlende Summe geliehen."

"Da muß Gott schon helfen, Mutter, sonst weiß ich keinen Ausweg. Borgen wird uns keiner die Summe. . . . Hab' nun schon eine so große Freude gehabt heute morgen in der Kirche, als ich Josephs



„O salutaris hostia“ sang; hab' dem lieben Heiland da auch all meine Wünsche zu Füßen gelegt. Und nun ist's vorbei mit der Freude, vorbei. . . .“

Die Agnes weint und bedeckt das Gesicht mit den Händen. Mit schwerem Herzen und stoßender Stimme sucht die Mutter zu trösten.

„Sei nur zufrieden und stille, Kind. Wird schon noch alles gut werden, alles.“ — — —

Am Abend ist die Dorfkirche wieder von Betern gefüllt, und wieder prangt die Monstranz mit dem heiligsten Leibe des Herrn auf dem Altare. Auf Wunsch des Pfarrers spielt der Joseph Redinger noch einmal sein „O salutaris hostia“, begleitet die Agnes Weri ihn mit ihrem Gesange. Wohl singt und klingt die Geige rein und klar wie am Morgen, aber der Agnes Stimme ist belegt und vibriert wie unter einer großen Aufregung.

„Was fehlt dir, Agnes? Bist nicht gut zurecht? Hast heute morgen besser gesungen,“ sagt der Joseph etwas unmutig, wie er nach der Segensandacht mit der Agnes zu dem kleinen Häuschen am Bergeshang hinaufgeht.

„Sei nicht böß, Joseph. Bei der Mutter sollst du gleich alles erfahren.“

Mit ernstem Gesicht sitzt der Joseph bald der Agnes und deren Mutter gegenüber, während er den Worten lauscht, die ihm erzählen von dem Kolb und dessen Wollen.



„So, nun weißt du alles, Joseph, und nun wirst du mir auch verzeihen, daß ich nicht so hell und rein singen konnte wie am Morgen.“

„Da verzeih' ich dir schon. — Hier meine Hand. — So ein Lump ist der Kolb? . . . Weißt du, wenn ich mir vorstelle: du als Wirtin im Hirschkrüge . . ., nein, ich will nicht dran denken. Aber recht hast du getan, und das will ich dir lohnen, soviel ich kann. Und sein Geld soll er auch noch haben, dafür will ich schon sorgen. . . . Auf dem Lindenhofe bin ich übrig. Da gehe ich morgen gleich in die Stadt und nehme dort Arbeit. Zu Michaeli bin ich wieder hier, und der Wirt erhält sein Geld.“

„Das leiden wir nicht, Joseph,“ sucht die Frau zu wehren, „daß du unferthalben . . .“

„Mutter! . . . Erlaubt's, daß ich Euch von heute ab so nenne. Ich hab' ja nicht Mutter und Vater mehr.“

„Das soll dir gern gewährt sein, Joseph.“

„Dann gewährt auch das andere. Gern will ich arbeiten. Und ich arbeit' ja nicht für Euch allein. Wir zwei, die Agnes und ich, wollen doch auch noch in diesem Häuschen glücklich leben.“

Ein dankbarer Blick aus des Mädchens Augen lohnt ihn für diese Worte.

„Geb' das Gott! — Ihr habt's verdient, das Glück!“



## 2.

Verschlafen liegt das Dörfchen im Dämmerlicht des jungen Tages. Da schreitet der Joseph Redinger die Dorfstraße hinab, und ihm zur Seite gehen die Agnes Veri und deren Mutter, die ihm ein Stücklein Weges das Geleit geben wollen. Vor dem Dorfe, wo unter einer alten Linde ein Kreuzbild am Wege steht und den Wanderer grüßt, nehmen sie Abschied.

„Laßt uns hier noch ein Vaterunser beten um Gottes Schutz und Hilfe.“

Die Mutter kniet nieder auf den rasigen Grund, und die beiden jungen Leute folgen gar bald ihrem Beispiel. So halten die drei eine fromme Morgenandacht.

„Und nun geh' mit Gott, Joseph!“

„Habt Dank, Mutter. — Und du, Agnes, leb' auch wohl! Gräm' dich nicht. Die Zeit läuft bald herum; dann soll uns nichts mehr trennen. . . . Bet' nur für mich!“

Fest preßt die Agnes des Josephs Hand. „Ja, ich bet' für dich, für dich und unser Glück!“ —

Langsam gehen die Frauen ins Dorf zurück, wo allmählich das Leben zu erwachen beginnt. Sogar der Küster geht schon mit verschlafenen Augen zur Kirche hinauf. Wie er die Türe geöffnet hat, treten die beiden Frauen ein Weilchen in das Gotteshaus und empfehlen dem Herrn im Sakramente alle ihre Sorgen und ihr Leid.



Den Joseph führt der Weg über den Habichtsberg. Von dort aus kann er noch einmal sein Dörflein grüßen. Dann geht's talwärts, durch Hügel und felsige Wände, durch üppige Wiesen und grünende Felder, bis er endlich nach langem Wandern die Stadt erreicht, wo das Leben pulsiert und es durcheinanderquirlt wie in einem Bienenstock, wo die Schornsteine rauchen und die Hämmer dröhnen, wo der Verdienst winkt und der Taler rollt. —

Am andern Tage steht er in einer Fabrik zwischen schnurrenden Rädern und stampfenden Maschinen und lautlos schaffenden Menschen. Sofort ist er angenommen worden, arbeitsfreudige Arme sind stets willkommen, und der Lohn ist gut. So schafft er bis zum Abend. Da sitzt er auf seinem Dachstübchen und blickt über die Häuser hinaus nach Westen, wo die Sonne zur Rüste geht und wo ein Dörfchen liegt, darin eine schlanke, dunkeläugige, schwarzhaarige Maid seiner harret. Und auf die Geige fällt sein Blick, die er mit in die Stadt genommen. Er nimmt sie und läßt den Bogen über die Saiten gleiten, und die Töne schweben dahin und reihen sich zu Bildern und werden mitgetragen von der lauen Abendluft. . . . Hand in Hand schreiten zwei durch blumige Auen und lachende Fluren, an dem leise rauschenden Bächlein entlang, zum Walde hinauf, wo der Friede wohnt und der Ruckuck ruft. . . . Und ein Häuslein liegt da am Bergeshang, von Wein umlaubt und von Bäumen umrauscht. Da waltet und



schaltet sein Glück still und fromm. . . . Da droben das Kirchlein, wie leuchtet's so schön in die Lande hinaus. Und wie fromm ist's darin. Zwischen Blumen und Kerzen die goldene Monstranz mit dem Leibe des Herrn. Und die Menge, sie lauscht nur seinem Spiel und der Agnes Gesang: O salutaris hostia . . .

Da klopft's hart an seine Tür.

„Herein!“

„Verzeihen Sie, wenn ich störe. — Was war das, was Sie da spielten?“

Der Joseph sieht den fragenden Mann groß an. Was kümmert das den? Na, mag er's wissen. „Erinnerungen aus meinem Leben.“

„Also Phantasien. — Großartig. — Ich weiß, Sie sind hier noch fremd. Kommen Sie mit mir, ich führe sie zu einem Freunde, der hat ein großes Lokal, wo die Leute Erholung und Vergnügen suchen. Der sucht einen Geiger für die Abendstunden. — Lassen Sie dort Ihr Spiel erklingen, da finden Sie guten Lohn für ihre Kunst.“

„Bettelmusikant soll ich werden?“

„Wer sagt das denn? — Nur bessere Leute sind's, die da verkehren.“

Eine Weile sinnt der Joseph Redinger. Es stößt ihn ab, wie ein umherziehender Spieler vor den Leuten zu geigen. Aber der Lohn, den Verdienst könnte er schon gebrauchen, da hätte er das Geld eher beisammen. . . . Es sind hundert Taler, und bis Michaeli ist



keine allzu große Spanne Zeit. . . . Und es kennt ihn hier ja keiner. Ehrlich verdient ist's ja auch. . . .

„Kommen Sie mit?“ fragt der Fremde wieder.

Der Sinnende zuckt die Schultern.

„Seien Sie entschlossen. — Nehmen Sie ihre Geige mit und dann voran. — Sie werden den Nebenverdienst schon gebrauchen können.“

Fast willenlos folgt er dem voranschreitenden Manne, der so wohlwollend mit ihm spricht. Sie gehen dahin durch das Geäder der Straßen, bis am äußersten Ende der Stadt ein großer Garten erreicht ist mit schattigen Anlagen und lauschigen Lauben und einem großen, prächtigen Saal. Da sitzen die Städter, Damen und Herren, junge und alte, bei Bier und bei Wein und trinken und lachen und scherzen.

Plötzlich wird's still in dem lärmenden Saale, still wie in einer Kirche. Eine Geige beginnt zu klingen und zu singen, erst sanft und leise, als ob sie ein Frühlingsmärchen erzählte unter raunenden Bäumen am plätschernden Bache, dann wird der Ton voller, kräftiger, wie das Volkslied erklingt, wenn es durch die Fluren schreitet oder vor den Häusern auf den schattigen Bänken sitzt. Dann folgen Märsche und Klänge und Sänge, wie sie dem Spielmann just einfallen und wie er sie so oft daheim gespielt. Und das Volk lauscht und klatscht Beifall. Zuerst hat es verächtlich auf den Burschen geblickt, als er das Podium betrat. Nun aber bewundert es ihn. Ist ja



kein ausgebildeter Künstler, der die Variationen, Rhythmen, Triller und Läufe vom Blatt spielt, aber ein Künstler ist's doch, alles, was wahr ist. So ein reines Spiel, und so einschmeichelnd und seelenvoll. Und das Volk lauscht atemlos. . . . Jetzt noch ein Stück. . . .  
Raum hörbar beginnt die Geige wieder zu singen. Und während des Spielmanns Bogen den Saiten die Töne entlockt, ist dessen Geist daheim im heimatlichen Dörfchen, im festlich geschmückten Kirchlein, wo des Herrn heiliger Fronleichnam auf dem Altare ruht, von Weihrauchwolken umwallt und von Blumen und Kerzen umstanden. So festlich gekleidet die Menge da unten, die da lauscht, lauscht seinem Spiel und der Agnes Gesang: O salutaris hostia . . . Leise singt und klingt die Geige, als ob ein Engelsstimmchen ein frommes Gebet spräche, und dann ein Rufen, ein Jauchzen, ein Jubeln, wie's wohl am Throne des dreimal Heiligen über den Sternen erklingen mag. In einem sanften Andante, das wie ein demütiges Flehen dahingleitet, erstirbt die Melodie.

So spielt der Joseph Redinger täglich, allabendlich, nach des Tages Mühen und Plagen in der Fabrik. Oft fühlt er sich zu ermüdet, zu abgespannt, aber die Entlohnung, die ihm nach seinem Spiel winkt — und der Wirt und die Leute fargen nicht mit dem Gelde — läßt ihn die Geige wieder zur Hand nehmen. Der Hirschkrugwirt soll doch sein Geld haben, und schlägt er mehr heraus, kann er's auch wohl gebrau-



chen, denn wer einen Hausstand gründen will . . . Das Volk lauscht seinem Spiel und klatscht Beifall, besonders seiner Schlußnummer. Und niemand ahnt, daß der Geiger damit dem im Tabernakel verborgenen Heilande und Erlöser eine Huldigung darbringt. —

Durch Wochen, durch Monate geht's so. Und während sich Joseph Redingers Ersparnisse häufen, während er mit einer gewissen Gier, die ihm früher fremd war, jeden Pfennig zusammenrafft, geht's mit seinen Kräften bergab. Er gönnt sich ja kaum das Notwendigste zum Leben, er ist ja nur auf eines bedacht: Geld, nur mehr Geld.

Allgemach ist des Josephs Geist ein anderer geworden. Und sein Körper ist auch nicht mehr der alte. Das frische, frohe Aussehen ist dahin. Bläß ist seine Gesichtsfarbe, und die Augen blicken oft so matt, so müde. Dazu der Husten, der von der letzten unbeachteten Erkältung gar nicht weichen will.

Eines Abends wird ihm gar schwindlig beim Spiel, so daß seine Melodien eine jähe Unterbrechung erfahren. Ein alter, weißhaariger Herr springt ihm zu Hilfe.

„Sie müssen sich etwas schonen, junger Mann. Sie muten Ihrem Körper zuviel zu.“

„Noch ein paar Tage, dann gibt's Ruhe.“ —

Bald sind auch diese paar Tage herum. Befriedigt betrachtet und überzählt der Geiger seine Barschaft, seinen Verdienst aus der Fabrik und das Er-



trägnis seines allabendlichen Spiels. Es ist genug. Genug für den Wirt, so daß das Häuschen gerettet ist, und auch noch genug für die Hochzeit. Eine selige Freude bereitet's ihm, daß er nun endlich wieder heimkommt, dahin, wohin sich sein Herz stets gesehnt.

Es ist ein heller, sonniger Septembertag, als der Joseph Redinger aus der Stadt hinauszieht seinem Heimatdorfe zu. Anfangs schreitet er rüstig die stau- bige Landstraße dahin, seine Augen bekommen wieder Glanz, wie er zwischen den Feldern und Wiesen dahin- geht. Das ist doch eine andere Luft als in der Stadt in der Fabrik und zwischen den kalten Steinwänden. Wie sich der Weg aber zum Gebirge wendet, wie er aufwärts steigt und zwischen Felsen und waldigen Bergen sich hinschlängelt, da werden seine Schritte erheblich langsamer, und gar manchmal muß er am Straßenrande eine kurze Rast machen. . . . Die Mat- tigkeit und das Gepäck. . . . Wenn nur ein Fuhrwerk käme, aber keins zu sehen weit und breit, nicht mal ein Fußgänger, der ihm wohl etwas tragen helfen könnte. . . . Endlich hat er den Habichtsberg wieder erreicht. Erschöpft sinkt er auf die alte Holzbank, die sich an den Stamm eines Baumes lehnt. Ordentlich heiß ist's ihm geworden, und sein Atem fliegt nur so. Und nun kommt auch wieder ein so heftiger Hustenanfall. Be- stürzt blickt er beim Ausspeien auf. Das ist ja blutig. — Na, mag wohl ein Zahn geblutet haben. Wird wohl nicht schlimm sein. — Mit leuchtenden Augen



blickt er hinab auf das Dorf zu seinen Füßen. Dort ist das Häuschen, das ihm immer vorgeschwebt, das sein Glück, sein Hoffen, sein Lieben birgt. Hier vorn die Linden mit dem Kreuz am Wege, wo er vor Monaten von der Agnes und deren Mutter Abschied genommen. . . . Was die Agnes jetzt wohl tut? Wenn die wüßte, daß er hier oben säß', sie käm' heraufgerannt und geleitete ihn heim und . . . Dort der Hirschkrug, wo der Lump von Kolb haut. Da links das neureote Dach des Pfarrhauses. Was der Pfarrer wohl gedacht hat, daß er so fortgemacht ist, ohne Abschied? . . . Die Agnes mag's ihm wohl erzählt haben. . . . Und die Kirche da, die so hell und einladend herübergrüßt, wo so oft seine Geige zur heiligen Feier gesungen und geklungen und wo er mit der Agnes zusammen jubiliert hat am Fronleichnamstage: O salutaris hostia.

Nach einer halben Stunde Rast geht Joseph Redinger weiter. Und wieder nach einer halben Stunde, da öffnet er leise und vorsichtig die Tür zu Mutter Weris Häuschen. Er will die beiden Frauen ja überraschen. Auf dem kleinen Hausflur steht er ein Weilchen und späht durch die nur leise angelehnte Zimmertür. Da sitzen die zwei, die Agnes und deren Mutter, und plaudern und nähen.

„. . . Hundert Mark sind's nun, die wir mit dem Nähen verdient haben, Mutter, und wenn der Joseph vielleicht zweihundert mitbringt, dann . . .“



Da stößt er die Tür auf. Ein erschrockenes und doch wieder so fröhliches Aufrufen und Grüßen und dann ein banges, sorgendes Fragen.

„Bist du krank?“

„Du siehst ja so schlecht aus, Joseph. Was ist dir?“

„Nichts, nichts.“

„Was sagt denn der Arzt?“

„Hab' nie einen Arzt gefragt. Warum auch? Wegen des bißchen Hustens, wegen der Mattigkeit? Hab' mich wohl etwas zu viel angestrengt in der Stadt. Wollte ja gern . . . und ich hab's ja erreicht und noch manches darüber.“

Die Mutter faltet die Hände. „Gott sei Dank und dir, lieber Joseph!“

„Du Lieber, Guter! — Aber jetzt sollst du dich pflegen, daß du wieder zu Kräften kommst. Und morgen gleich geh nur mal zum Pfarrer. Er hat schon mehrmals nach dir gefragt; er meint, dein „O salutaris hostia“ müßte dir die Tore öffnen zu Segen und Glück!“

„Wollen's hoffen, Agnes!“

3.

In des alten Pfarrers Studierstube steht die Agnes Weri ihrem Seelenhirten gegenüber.

„Trauen sollt ich euch zwei, meinst, Agnes?“

„Ja, so mein' ich.“



Eine ganze Weile sinnt der Pfarrer, ehe er seine Antwort gibt. „Agnes, daß ihr zwei einmal ein Paar werden solltet, hab' ich immer gedacht, und eine Freud' wär's mir gewesen, euren Bund zu segnen. Aber jetzt . . . Du weißt doch, daß der Joseph krank, hoffnungslos krank ist. Da würdest du bald Witwe sein.“

„Ja, ich weiß es, Herr Pfarrer,“ entgegnet die Agnes mit tränenfeuchten Augen. „Aber grad' weil der Joseph krank ist, möcht' ich sein Weib sein. . . . Sie wissen ja, was der Joseph für uns getan, daß uns das Häuschen erhalten blieb. Da hat er sich den Todeskeim geholt. Deshalb hat er auch das größte Unrecht auf unsere Dankbarkeit. Und nun steht er allein in der Welt, mutterseelenallein. Keine Eltern und Geschwister hat er. Wer soll ihn nun in der Krankheit pflegen? Ich denk', es wäre meine Pflicht. Aber das kann ich nicht anders, als wenn ich sein Weib bin.“

Lange blickt der Pfarrer die Agnes an, die mit niedergeschlagenen Augen und verschämtem Gesicht vor ihm steht. Er bewundert deren Seelenadel. „Ich verstehe dich, Agnes,“ spricht er endlich. „In diesem Falle magst du schon recht haben. Noch ist ja die Krankheit nicht so weit fortgeschritten, aber es kommt die Zeit, wo er nicht mehr herumgehen kann, wo er zu Bett liegen muß. Dann wirst du ihn allerdings als sein vor Gott angetrautes Weib am besten pflegen können. Deshalb will ich deiner Bitte auch nach-



kommen . . . , das heißt, wenn der Joseph einverstanden ist."

"Der wünscht es ja schon immer, Herr Pfarrer. Bisher hab' ich ihm noch immer hinausgeredet, aber nun . . ."

"Mag dann in Gottes Namen sein Wunsch erfüllt werden. — Da kommt dieser Tage mal beide zu mir, damit das Aufgebot in die Wege geleitet wird."

"Vielen Dank, Herr Pfarrer, vielen Dank!"

"Schad', schad' um den Joseph Redinger," murmelt der Pfarrer, wie er wieder allein ist, „hab' so viel Hoffnung auf ihn gesetzt. Hätte mit einiger Ausbildung etwas Tüchtiges werden können. Nun ist's vorbei damit. . . . Aber der liebe Gott hat's so gefügt, und der wird schon seine Absichten dabei haben, und es wird so schon am besten sein." — —

Vier Wochen später segnet der Pfarrer in der Dorfkirche den Bund des jungen Paares. — Die Brautmesse ist gut besucht, denn der Joseph wie auch die Agnes sind beide allgemein beliebt. Da wollen die Leute doch ihre Teilnahme beweisen, wenngleich manche befürchten, daß der Lebensbund nicht allzulange währen wird, denn des Josephs Aussehen. . . . Hat ja die letzten Tage wieder etwas besser ausgesehen, aber das wird wohl die Freude und die Aufregung machen.

Vor der Kirche unter den entlaubten Linden stehen in Gruppen verschiedene Kirchgänger. . . . Gar



manche reichen den jungen Leuten glückwünschend die Hand.

Wie die Neuvermählten am Hirschkrug vorbeigehen, späht der Steffen Kolb mit seinem runden, feisten Gesicht durch die Scheiben und knurrt durch die Zähne: „Ist doch eine schöne Braut, die Agnes Weri, alles, was wahr ist. . . . Wär' schon was für den Hirschkrug gewesen. . . . Aber der Bettelstolz. . . . Hat ja nun ihren Musikanten und Tagelöhner. Der sieht schon jetzt verhungert genug aus, und wird noch schöner kommen. . . . Wird's schon noch einsehen, was sie verschmäht und was sie gefunden hat.“ —

Das Häuschen am Bergeshang birgt nun ein glückliches Paar in seinen Mauern. So glücklich sind die zwei, wie es nur gute Menschen sein können. Der Joseph hat ja noch so viele Pläne für die Zukunft. . . . Das bißchen Husten, die Schwäche werden schon bald wieder verschwinden. Wenn erst der Frühling wiederkommt und die Tage länger und wärmer werden, dann wird's auch mit ihm wohl wieder anders. So meint er. . . . Und die Agnes denkt auch oft, der Joseph könnte noch wieder ganz gesund werden. Denn wenn er oft so hell und froh auf seiner Geige spielt und so heiter tut und so fest auf Gottes Hilfe vertraut, dann kann sie oft nicht anders als hoffen.

So geht's in den Winter hinein. —

Wie aber die Tage wieder länger und wärmer werden, auf die der Joseph so große Hoffnung gesetzt



hat, geht's mit ihm sichtlich bergab. Da sitzt er gewöhnlich in Mutter Beris altem Lehnstuhl am Fenster und blickt mit matten Augen dahin über das Dorf und die grünenden und sprießenden Fluren und Wälder und bedauert, nicht herauszukönnen, um zu schaffen und zu arbeiten für die Agnes und deren Mutter, die ihn mit so vieler Liebe umgeben und umhegen. Auch jetzt noch nimmt er wohl ab und zu seine Geige zur Hand, um für ein paar Minuten in der Musik Vergessen seines Leides zu finden, aber sein Lieblingspiel, sein „O salutaris hostia . . .“, das ihm die Agnes stets mit ihrem Gesange begleitet, will nicht mehr recht gelingen. Und eines Tages legt er den Bogen mit tränenvollen Augen zur Seite; er ist ihm zu schwer geworden.

„Hätte so gern noch spielen mögen, Agnes, aber es soll wohl nicht mehr sein.“

„Hab' nur Geduld, Joseph,“ sucht die ihn mit wehem Herzen liebevoll zu trösten, „es wird noch wieder besser werden. Dann kannst du wieder spielen, und ich singe dir dazu.“

„Meinst du, Agnes?“ Mit großen Augen, aus denen neue Hoffnung spricht, blickt er zu ihr auf. „Weißt, was ich möchte?“

„Nun, was denn?“

„Fronleichnam noch einmal mein „O salutaris hostia“ spielen, wie im Vorjahre, und du müßtest es singen.“



„So Gott will, mag es noch werden, Joseph.“

Der Kranke nickt und sinnt eine Weile. „Wie lange ist es noch bis Fronleichnam?“ fragt er dann mit leiser Stimme.

„Haben ja eben erst Ostern gehabt. Sind noch gut sechs Wochen.“

„Bis dahin mag's noch gut werden. — Hast doch die Noten noch?“

„Gewiß hab' ich die.“

Dann sinkt sein Haupt wieder zurück. Die Augenlider schließen sich in leichtem Schlummer, während die Seele träumt von den Melodien des „O salutaris hostia“. — — —

So hofft der Kranke alltäglich und täuscht sich über seinen leidenden Zustand hinweg. Hofft und hofft, während sein Lebenslicht wie ein verlöschendes Öllämpchen immer matter wird und schließlich nur noch leise glimmt und glüht und auf den Windhauch harret, der es zum Erlöschen bringt. —

Und derweil ist der Fronleichnamstag wieder-gekehrt. Wie die ersten Sonnenstrahlen über die bewaldeten Höhen blicken, ist das Dorf festlich geschmückt zum Tage des Herrn. Wehende Fahnen und Kränze und Girlanden an den Häusern, Maien und Ehrenpforten an den Straßen. Alles zum Lobe des heiligsten Fronleichnam's des Herrn, der heute mit zahlreichem Gefolge durch den Ort zieht, zu segnen das Dorf und die Flur und den Wald.



Joseph Redinger liegt todesmatt auf seinem Lager, als der erste Sonnenstrahl in sein Stübchen lugt und ihm erzählt von dem Anbruch des großen Tages. Und er hat sich so oft auf diesen Tag gefreut, ihn so manchmal herbeigesehnt. Er wollte ja mit seiner Agnes dem Herrn sein „O salutaris . . .“ als Opfer darbringen. Und nun ist's nichts damit. Die ganze Zeit seiner Krankheit hat er sich Hoffnung auf Genesung gemacht, die letzten Tage aber, wo sein Kräfteverfall so reizende Fortschritte machte, ist's ihm selber zum Bewußtsein gekommen, daß er wohl bald die letzte Reise antreten muß, daß er sein „O salutaris . . .“ wohl nimmer in der Kirche singen wird. — Kurz und stoßweise geht sein Atem, die eingefallenen Wangen fiebern und glühen. Nur ab und zu heben sich die matten Augen, um einen Blick hinabzuwerfen auf das festlich geschmückte Dorf und die Kirche. — Auf seinen Wunsch haben die Agnes und die Mutter sein Bett nahe an das Fenster gerückt. Mit wehmütiger Freude hat er gesehen, wie die Dörfler Straßen und Häuser schmückten. Nun liegt alles in feierlicher Pracht vor ihm im Lichte der Morgensonne. Und nun wird's auch schon lebendig da unten. Schon mancher eilt im Festtagskleide zur Kirche.

Da tritt die Agnes ins Zimmer.

Der Kranke hat ihr Hereinkommen bemerkt. Langsam wendet er den Kopf. „Agnes, hörst du, wie die Glocken läuten? Jetzt kommen sie bald zu mir, der Pfarrer mit dem lieben Heiland.“



Die Agnes nickt mit leidvollem Gesicht: „Gleich werden sie kommen, Joseph!“

Ein Weilchen steht sie an dem Bette, in ihren Händen die heiße Rechte des Kranken haltend, während ihre Gedanken zurückwandern in die Zeit des Glückes und der Hoffnung. — Da schlägt der süße Klang eines Glöckleins an ihr Ohr. Sie blickt durch die Scheiben. Von der Kirche herab kommt der Pfarrer mit dem heiligen Leibe des Herrn. Vor ihm schreitet der Ministrant mit der Versehlaterne und hinter ihm gehen betend eine Anzahl Dörfler, die dem eucharistischen Heilande das Geleit geben zum Häuschen am Bergeshang. — Auch eine Fronleichnamsprozession!

„Joseph, der liebe Heiland naht!“ flüstert die Agnes und haucht einen Kuß auf die Stirn des Kranken.

Ein frohes Leuchten geht über seine Züge, wie er den Pfarrer und die Leute näherkommen sieht. Mit gefalteten Händen liegt er da, sieht er dem himmlischen Gaste entgegen.

Derweil rückt die Agnes mit der eben hereingekommenen Mutter das mit Kreuz und Kerzen bestellte Tischlein näher an das Bett. Eben hat sie die Lichter angezündet, da tritt der Pfarrer mit dem Ministranten in das Haus, während die begleitenden Dorfleute draußen betend verharren.

Zu Füßen des Bettes knien mit tränenvollen Augen die Agnes und ihre Mutter.



„Accipe, frater, Viaticum. . . . Empfange, Bruder, die Wegzehr des Leibes unseres Herrn Jesu Christi, der dich behüte vorm bösen Feinde und dich führe ins ewige Leben.“

Die leisen Worte verhallen. Der göttliche Heiland hält Einkehr in die Seele des Kranken, labt und stärkt ihn zu der großen Reise in die Ewigkeit. —

Schon längst ist der Pfarrer mit den Leuten wieder ins Dorf zurückgekehrt, aber Joseph Redinger liegt noch immer mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, an dessen Seite die Agnes mit einem Gebetbuche sitzt. Leise bewegt der Kranke die Lippen, als ob er Zwiesprache hielte mit dem Bräutigam seiner Seele. Sonst keine Äußerung. Als wenn er der Welt schon abgestorben wäre. Und so still ist's in dem Gemach wie in einem Kirchlein. Nur ein Vöglein hüpfst ab und zu auf das Fensterbrett, blickt durch die Scheiben auf den todkranken Mann und die betende Frau und schmettert sein Lied in die klare Luft.

Die Sonne steigt höher. In der Dorfkirche beginnen die Glocken zu läuten und die Gläubigen zum feierlichen Hochamt einzuladen. In vollen Akkorden fluten die Klänge dahin über das Dorf und die Flur. Sie finden ihren Weg auch in das Krankenzimmer, so daß der Joseph sogar die Augen erhebt.

„Hörst du, Agnes, jetzt beginnt das Hochamt! — Wo ist die Mutter?“

„Die ist nun zur Kirche. Ich bleibe bei dir.“



„Ja, ja, mußt ja auch singen. — Aber spielen kann ich nicht.“

„Willst du nicht ein wenig schlafen?“ fragt die Agnes mit besorgter Miene und bangem Herzen.

„Jetzt nicht, Agnes, später, nachher.“ Dann hebt er die Hand und zeigt nach der Kirche hin. „Wie gedrängt voll! — Und der Altar, welche Pracht von Blumen und Kerzen! — Die Monstranz, wie sie funkelt! — Horch, jetzt beginnt das Kyrie. — Kyrie eleison . . .“

Der Agnes wird's ganz eigen bei dem Kranken. Wenn doch nur die Mutter erst zurück wäre.

Und während sie mit liebevollen Worten ihren Joseph zu beruhigen sucht, folgt sein aufgeregter Geist dem Laufe der heiligen Handlung in der Kirche. — Gloria, Credo, Sanctus — er lispelt mit heiferer Stimme die Worte und bewegt die Hand, als ob er den Takt zu dem Gesange geben müßte.

Dann schlägt die Kirchenglocke an. — Im Gotteshaufe ist's zur heiligen Wandlung. Die verwandelten Gestalten des Brotes und Weines werden vom Pfarrer emporgehoben zur Anbetung.

Im Dorfe klopft mancher, der daheim bleiben mußte, beim Klange der Glocke an die Brust. Auch die Agnes ist am Bette in die Knie gesunken und betet.

Der Joseph ist still geworden. Mit geschlossenen Augen liegt er wieder da, während die rechte Hand auf dem Herzen ruht. „O Jesus, sei mir gnädig . . .“



Ein kleines Weilchen Stille, nachdem der letzte Glockenton verhallt ist. Dann beginnt der Joseph wieder leise mit geschlossenen Augen: „Agnes, jetzt das O salutaris hostia. Jetzt. Du mußt singen, hörst du, singen.“

Die Tränen rollen der jungen Frau aus den Augen, und ihr Herz krampft sich zusammen vor Leid und Weh.

„Beginn, beginn!“

Um den Joseph zu beruhigen, zwingt sie ihren Schmerz zurück, sucht sie seinen Wunsch zu erfüllen. Und kniend, die Hand des Kranken umschlossen, beginnt sie zu singen:

„O salutaris hostia  
quae coeli pandis ostium . . .“

„Jetzt kräftiger, Agnes,“ spricht der Kranke dann matt.

„. . . Uni trinoque Domino  
sit sempiterna gloria . . .“

Dann schweigt die Frau. Voll Seelenangst richtet sie sich auf, beugt sie sich über das Bett. Er liegt so ruhig, der Joseph. Still und ohne Bewegung hat er dem Gesange gelauscht.

Da schreit die Agnes auf: „Joseph, mein Joseph!“

Der bleibt still und friedlich. Kein Augenaufschlag, keine Bewegung. Unter dem Gesange seines Liedes hat sein müdes Herz unbemerkt den letzten Schlag getan, ist die Seele emporgestiegen zu Gottes



Thron, um dort einzustimmen in die Jubelchöre der seligen Geister.

— — — — —  
Lange Jahre schon ruht der Joseph im stillen Grabeskammerlein. Auch die Mutter Mari und Agnes, ihre Tochter, schlummern schon unter dem grünen Rasen. Im Dorfkirchlein aber singt man noch heute zu Fronleichnam des Joseph Redingers „O salutaris hostia“. Aber noch niemals wieder ist's so wirkungsvoll zu Gehör gebracht worden wie in jenem Jahre, als die Agnes es sang und der Joseph es mit seiner Geige begleitete.

Ihr Andenken lebt in Ehren! —

---